Abonnementspreis
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage „Nach der Arbeit“ vierteljährlich: Bringerlohn 60 Pf., bei Geldeinsendung an den Redakteur 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 6962) pro Vierteljahr M. 2.75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn 4 M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

Redaktion
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
nur Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden.“

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Inserate
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei wöchentlich zweimaliger Einrückung mit Rabatt gerechnet. Vereinsanzeigen 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens nach 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftszeit von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 256. Dresden, Mittwoch den 5. November 1902. 13. Jahrg.

Vor der Parlamentseröffnung in Italien.

Unser italienischer P.-Korrespondent schreibt uns aus Mailand vom 31. Oktober: Das italienische Parlament hat nie allzu große Eile. Es wird im Sommer so schnell wie möglich geschlossen. „In Rom ist es so heiß“, sagen die Deputierten, die das gesetzgebende Mandat als ein Ehrenamt innehaben, das umsonst, nämlich auf Kosten der Steuerzahlenden, zu leisten gestattet. Und mit der Entschuldigung der großen Hitze läßt man die Beratungen über wichtige Gesetzentwürfe in der Schwebe. Denn, wenn schon der Monat Oktober zu Ende geht und alle übrigen Parlamente Europas wieder eröffnet sind, findet die italienische Kammer noch immer einen Grund, um ihre Ferienzeit bis in die Mitte des November hinauszudehnen. Dieses Jahr haben die Abgeordneten der Sozialisten es versucht, diese Gewohnheit zu beseitigen, indem sie den Ministerpräsidenten aufforderten, das Parlament einige Wochen früher zusammenzuberufen. Aber der Minister Zanardelli hat der sozialdemokratischen Partei mitgeteilt, daß er nicht für nötig halte, die Eröffnung zu beschleunigen. Als Vorwand — da die Höflichkeit gebot, in irgend einer Weise seine Ablehnung zu rechtfertigen — hat der Ministerpräsident angegeben, daß noch viele Gesetzentwürfe durchdacht werden müßten, und daß er nicht beabsichtige, den Erfolg der versprochenen Reformen durch die Vorlage unvollständiger Entwürfe zu gefährden.

Seit dem Tage, da die Zeitungen diesen Brief Zanardellis veröffentlichten, ist schon eine geraume Zeit verstrichen. Aber erst jetzt beginnt man von den neuen Gesetzentwürfen zu sprechen, obwohl noch nicht gesagt wird, ob sie gleich nach Eröffnung der Kammer oder erst später vorgelegt werden.

Nicht alle diese Gesetzentwürfe sind so wichtig, wie die amtlichen Zeitungen behaupten, aber zwei davon zwingen uns, über sie zu sprechen.

Der erste Gesetzentwurf ist bestimmt, den Preis des Salzes herabzusetzen, der in Italien sehr hoch ist, nämlich 20 Centime (16 Pf.) das Pfund. Italien erzeugt viel Salz, verkauft es aber an die Schweiz und an andere Länder. Im Inlande haben unsere allzuweisen Regierer es zum Gegenstand des verhaßtesten Staatseigenhandels gemacht, den man sich nur denken kann. Das Resultat davon war, daß, um wenige Millionen Salzsteuer zu erzielen, die Regierung das ärmste Volk des Reiches dazu brachte, auf den Gebrauch einer Ware von größter Notwendigkeit zu verzichten. Wer nun weiß, welch wichtiger Bestandteil das Salz in unserer Nahrung ist, kann sich leicht die schmerzlichen Folgen vorstellen, die der Gesundheit so vieler armen Familien daraus entstehen! Es ist einfach ein Skandal, ein Produkt in dieser Weise zum Steuerträger zu machen, das der Regierung etwa 1 Centime pro Pfund kostet und mit 20 Centime verkauft wird.

Es war also die höchste Zeit, daß man daran dachte, eine Steuer zu vermindern, die man allgemein eine nationale Schande nennt. Die Fortschrittspartei wollte ohne weiteres den Salzhandel abschaffen, aber die Minister beabsichtigen nicht, auf ihre Prozente vollständig zu verzichten und verlangen daher vorläufig vom Parlamente eine einfache Preisherabsetzung des Salzes.

Der zweite Gesetzentwurf, den das Ministerium der Kammer vorlegen wird, handelt vom Arbeitsvertrag. Unter diesem Namen versteht man die Verpflichtungen der Arbeitgeber und der Arbeiter, Verpflichtungen, die bisher der Laune der Arbeitgeber in allen jenen Regionen anheimgestellt waren, wo die Arbeiter keine genügend starke Genossenschaft besaßen, um ihre eigenen Rechte geltend zu machen.

Der ministerielle Gesetzentwurf handelt auch noch von anderen Dingen, nämlich den Arbeitseinstellungen und den schiedsrichterlichen Urteilen. Dies ist eigentlich der neueste Teil des Gesetzentwurfes. Man weiß auch im Auslande, daß Italien seit zwei Jahren der Schauplatz ungewöhnlich zahlreicher Arbeitseinstellungen war, besonders in der Landwirtschaft, wo sich ein wahres Erwachen der Landleute bemerkbar machte. In der ganzen großen Ebene des Po, von Piemont angefangen bis zum Adriatischen Meere, durch die Lombardei und die Provinz Emilia bis hinauf an die venezianischen Provinzen, zeigte sich das. Diese Arbeitseinstellungen sind zumeist zum Vorteile der Landarbeiter, die sie angeregt hatten, durchgeführt worden. Wir verzeichneten jedoch auch mehrmals Niederlagen der Streikenden, infolge des von den Arbeitgebern organisierten Widerstandes. Der neue Gesetzentwurf will die Wiederkehr ähnlicher Fälle vermeiden, indem er sowohl den Arbeitgebern wie den Arbeitern im Falle der Arbeitseinstellung die Pflicht auferlegt, den Ausgleich der Streitsachen zu versuchen. Und sollte man in einer Besprechung die Lösung der Streitfrage nicht erreichen, so können die beteiligten Parteien deren Lösung durch einen schiedsrichterlichen Ausspruch von besonderen Behörden verlangen, die zu diesem Zwecke gesetzlich bestellt werden sollen.

Wir weisen nochmals daraufhin, daß die Schiedsgerichte fakultativ und nicht obligatorisch sein sollen. Diese Frage hat schon längerer Zeit die öffentliche Meinung Italiens bewegt: manche Zeitungen sprachen für ein Gesetz nach dem Vorbilde des neuseeländischen oder des Gesetzes Millerand; aber im allgemeinen war die Stimmung durchaus gegen die Einsetzung obligatorischer Schiedsgerichte, und die Regierung beschränkte sich klugerweise darauf, den schiedsrichterlichen Ausspruch anzuempfehlen, anstatt ihn anzuordnen, sobald es sich um die Arbeitseinstellung in Privatindustrien handelt.

Da man jedoch absolut etwas Neues schaffen wollte, so dachte der Justizminister, der der Verfasser dieses Gesetzentwurfes ist, daran, den richterlichen Urteilsspruch wenigstens dann als obligatorisch hinzustellen, wenn es sich um Arbeitseinstellungen im öffentlichen Dienst handelt. Wir wissen nicht, was die Gewerkschaften darüber denken, da sie um ihre Meinung noch nicht befragt wurden. Aber wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir sagen, daß sie diese Form von schiedsrichterlichen Urteilen bekämpfen werden, wenn man sie nicht mit großen Sicherheiten verbindet. Binnen kurzem werden wir erfahren, ob die Regierung verstanden hat, solche Vorsichtsmaßregeln zu treffen, von denen die Aufnahme ihres Gesetzentwurfs bei den Arbeitern abhängen wird.

Binnen kurzem, sagten wir, das heißt, sobald man den vollständigen Text des neuen Gesetzes und die Verfügung vor Augen haben wird; denn die Nachrichten, die ich Ihnen heute sende, sind die Frucht der üblichen Indiskretion aus den Aemtern des Ministeriums. Es sind sichere aber notwendigerweise unvollkommene Indiskretionen.

Politische Uebersicht.

Ein beschlußunfähiger Reichstag.

das ist das vorläufige Resultat aller Anstrengungen, Ermahnungen, Bitten und Drohungen, mit denen die Führer und die Blätter der Zollparteien wahrhaftig nicht gekauert haben. Ganze 135 Abgeordnete, darunter zirka 85 Konservative und Ultramontane, waren am Schluß der Dienstag-Sitzung zur Stelle, wie der „Hammelsprung“ ergab. Am Anfang werden es einige Abgeordnete mehr gewesen sein; beschlußfähig aber ist das Haus an keinem Moment der gestrigen Sitzung gewesen. Was denken sich die Mehrheitsparteien eigentlich? Soll vielleicht die Linke die Sorge um die Beschlußfähigkeit übernehmen? Das ist denn doch etwas zuviel verlangt.

Der Präsident eröffnete die gestrige Sitzung mit einem warm und würdig gehaltenen Nachruf auf den Abg. Rickert, dessen Andenken das Haus in gewohnter Weise ehrte. Dann wurde die Beratung über den Kartellantrag unserer Fraktion aufgenommen. Sie gab Bebel Gelegenheit, in einer großzügigen Rede noch einmal unsere prinzipielle Stellung zur Kartell- und Trustfrage darzulegen: wir wollen keine künstliche Unterbindung der natürlichen Wirtschaftsentwickelung im Sinne kurzsichtiger Mittelstandspolitiker, wohl aber Beschneidung der Auswüchse des Kartellwesens, die dazu geführt haben, das Ausland auf Kosten der heimischen Industrie wie der heimischen Konsumenten zu begünstigen.

Von den übrigen Rednern des Tages traten die Mitglieder der freisinnigen Vereinigung Dr. Bachnicke und Brömel für unseren Antrag ein; dagegen ereiferten sich der „Hauptmann der Kartelle“ und Führer des Kohlen- und Eisenflügels der Nationalliberalen, Beumer, sein Fraktionsgenosse St. Paasche und der sonst in merkwürdigem Gegensatz zu seiner Kartellschwärmerei stark in Mittelstandspolitik machende Freikonservative Gamp. Der — laut Gamp — „große“ Handelsminister, sonst meist der „lange“ Möller genannt, stammelte auf Bebels Vorwurf der staatlichen Begünstigung der Kartellpolitik ein paar sehr verlegene Ausreden.

Gegen 5 Uhr brachte Dr. Barth einen Vertagungsantrag ein. Außer der Linken erklärte sich auch die Mehrheit der Nationalliberalen dafür. Der freisinnige Schriftführer Frese erklärte unter heftigem Murren der Rechten das Resultat der Abstimmung für zweifelhaft. So ordnete denn der amtierende Vizepräsident Büsing die Auszählung an, die auf dem schönen Wege des „Hammelsprungs“ stattfand. 85 Abgeordnete gingen durch die Rein-Thür, 49 durch die Ja-Pforte. Das Haus war also beschlußunfähig. Warum willigte die Rechte nicht in die Vertagung ein? Sie hätte sich dadurch Zeit — und Blamage erspart.

Mittwoch um 12 Uhr soll weiter beraten werden.

Vom Moloch.

Das Anwachsen der europäischen Rüstungslasten wird von Edmond Théry im Economiste européen durch folgende Ziffern charakterisiert: „Die militärischen Ausgaben Europas stiegen von 4612 Mill. Franken im Jahre 1891 auf 5324 Millionen im Jahre 1896 und auf

Es lebe die Kunst!

Roman von Klara Viebig.

(29. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

Nun hatten sie schon ein Kind.

Der Knabe schlief fest, als die Eltern an sein Bettchen traten. Wie hübsch war er! Sein blondes Köpfchen lag in die Kissen eingewühlt, und zwei geballte Fäustchen zeigten sich eben auf der Steppdecke.

Ebel zog seine Frau näher heran. „Sieh mal, was er sich für rote Bäckchen geschlafen hat! So prächtig gesund sieht er aus, Gott sei Dank!“ Er kniete hin und küßte die kleinen Fäuste.

Um Elisabeths Mund irrte ein flüchtiges Lächeln, sie stand in Gedanken, das Gesicht geradeaus gerichtet. Sie war nicht mehr in dieser kleinen Stube, in der Windeln am Ofen trockneten und der ruhige Atem des schlafenden Kindes einzig zu hören war — sie war weit weg. Sie sah die wechselnden Bilder auf der Bühne und hörte den Beifall des Publikums. Sie sah sich selbst an der Rampe erscheinen, sich verneigen — sie sah nicht den Zuschauerraum, der sich endlos im Schein strahlenden Lichtes dehnte, in dem immer neue Köpfe auftauchten, immer neue Gestalten — Reihen, endlose Reihen — — — — das war die ganze Welt! Alle Menschen drängten herzu, sie lauschten ihren Worten, und ihre Worte zündeten ein Feuer an, das da brannte wie Osterfeuer auf den Bergen. Die Herzen brannten, Tausende von Augen blickten zu ihr auf, Hände reckten sich ihr entgegen.

Sie schrak zusammen. Ebel hatte ihre Hand gefaßt. „Laß doch, Wilhelm!“

„Pst!“ Er wies auf das schlafende Kind, das zu träumen schien; es bewegte die kleinen Lippen und lächelte.

Sie sah es an mit kranker Stirn. Da lag es so unschuldig, und es hatte ihr doch so viele Schmerzen gemacht, sie gehindert, gehemmt; ihre Schaffenskraft gelähmt vor seiner Geburt — und nach seiner Geburt — —? Bereitete es ihr von seinem ersten Schrei an nicht jeden Tag neue Sorgen? Der kleine Körper wollte gepflegt sein, der kleine Geist auch schon. Es war ihre Pflicht, sich dem zu unterziehen, sie war moralisch dazu gezwungen. Und doch war noch anderes da, was sie mächtiger zwang, gebieterischer, was sie zum Schreibtisch riß, ihr befahl, wie ein Herr seinem Leibeigenen, ihr die Feder in die Hand preßte: „Schreib!“

Gewiß liebte sie ihr Kind. Sie drückte es oft an sich in stürmischer Zärtlichkeit und küßte sein flammiges Köpfchen, legte seine Händchen an ihre Wangen, an ihre Stirn, streichelte seine nackten Beinchen, seinen sammetweichen kleinen Nacken — wer konnte sagen, daß sie ihr Kind nicht liebte?! Es schnitt ihr durchs Herz, wenn sie es rufen hörte; es war an die Thür gekrochen, — lieber Gott, auf allen vieren! — „Mam! Mam!“ Und nun hatte es sich gestoßen — sich weh getan! Es weinte. Und sie preßte die Hände an die Ohren, und starrte auf das Papier — ach, das Weinen drang doch bis zu ihr. — „Mam! Mam!“ Nein, nichts hören! Immer fester die Ohren zugehalten, nicht gehört, nicht gesehen, nicht aufgestanden, gar nicht gerührt! — —

Sie sah auf ihren Mann nieder. „Laß das Kind schlafen,“ sagte sie leise, „sonst haben wir keine Ruh. Mile ist schon zu Bett, ich kann nicht mehr von ihr verlangen, als sie tut; sie ist alt und schwach.“

„Wir werden noch ein Mädchen nehmen,“ sagte er und sah sie besorgt an. „Ich will nicht, daß Du Dich übernimmst!“

„Wird Du das denn können?“ Ein Zug qualvoller Unruhe irrte über ihr Gesicht. „Du hast schon so viele Ausgaben!“ Sie setzte sich plötzlich schwer auf den nächsten Stuhl und ließ die Hände in den Schoß fallen.

Sofort erhob er sich von den Knien und trat vor sie hin, ihren Kopf an sich ziehend. „Ach, solche Sorgen!“ Er bemühte sich, seinen Worten einen scherzhaften Anstrich zu geben. „Ich brauche doch nicht in ein paar Jahren gleich ein Kröpus zu werden! Das kommt schon nach und nach von selbst. Ich werde schon noch ein Mädchen bezahlen können!“ Und ernster sagte er hinzu: „Vor der Hand verbrauchen wir eben noch, was wir verdienen.“

„Was Du verdienst!“ Und dann murmelte sie: „Ich wollte Dir helfen, ich müßte Dir helfen!“

Er schien das nicht zu hören und streichelte unablässig ihr blondes Haar. „Es ist eigentlich unverantwortlich von mir, daß ich Dir nicht längst ein zweites Mädchen gehalten habe — ich mache mir Vorwürfe!“

„Du?!“ Sie sagte es in einem ganz eigentümlichen Ton, hob rasch den Kopf und sprang auf, eine qualvolle Unruhe schien sie zu peinigen, mit großen Schritten ging sie vor ihm hin und her. „Was bin ich?!“ Sie erhob leidenschaftlich die Stimme, ohne Rücksicht auf das schlafende Kind. „Was leiste ich? Nichts! Garnichts!“ Die Hände an die Schläfen legend, starrte sie zu Boden. „Ich wäre so stolz, auch etwas zu geben; ich habe Dir nichts in die Ehe gebracht als die lumpige Aussteuer, mein kleines Erbteil ging dabei zur Hälfte drauf. Du arbeitest, Du plagst Dich — ach, ich weiß es wohl!“ — sie hob den Kopf und sah ihn an mit brennenden Augen — „Du verdienst Bücher, Du suchst allerlei Nebenverdienst. Denkst Du, ich sehe nicht, wie müde Du oft bist? Und ich“ — eine heftige Gereiztheit gegen sich selbst brach sich Bahn, sie sprach ohne jede Logik — „ich faulenze! Ich quäle mich, aber ich schaffe nichts, ich kann nichts mehr, es war ein Zufall, der mir den ersten Erfolg in den Schoß warf! Ich habe kein Talent. Ich sitze am Schreibtisch, ich empfinde, und kanns doch nicht in Worte kleiden, ich sehe und kanns doch nicht beschreiben. Alles ekelt mich an, mein eigenes Schreiben: es genügt mir nicht, es ist erbärmlich! Ich verzweifle!“ Sie brach mit einem Seufzer ab, der wie ein Stöhnen klang. Mit schlaff herunterhängenden Armen stand sie da und tiefgesenktem Kopf. „Ich versprach mir Erfolg,“ murmelte sie, „mir, Dir! Ich habe gelogen!“

Er hatte ihren leidenschaftlichen Erguß nicht unterbrochen, sondern sie ruhig ausreden lassen. Seine Stirn war zusammengezogen, seine Augen sahen traurig darein, aber er unterdrückte den schmerzlichen Klang in seiner Stimme. „Elisabeth, Du bist so ungerecht gegen Dich! Du“ — er zog sie in die Arme — „Du giebst so unendlich viel, viel mehr als Du selbst es weißt!“ Er küßte sie zärtlich. „Meine liebe Frau!“

Sie ließ sich seine Küsse gefallen, aber erwiderte sie nicht.

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19021105/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG